Va Bärg & Tal

Helm auf – und rückwärts marsch?

Zuvieldienst statt Zivildienst und die Schweiz zu. Dabei fehlt es gerade bei uns im Berggebiet an allen Ecken und Enden am Wichtigsten: an wohnsässigen Menschen.

Am Abend des 7. Juni 1970 sass der Schweiz der Schock in den Knochen. Nach einem der heftigsten Abstimmungskämpfe des 20. Jahrhunderts sagten 46 Prozent der stimmenden Männer – die Frauen waren damals an der Urne noch nicht zugelassen – Ja zur Überfremdungsinitiative des Zürcher Nazis James Schwarzenbach, der den Ausländer-Anteil auf 10 Prozent beschränken wollte. Im Wallis gab es, zwar ein knappes, aber immerhin ein Nein. Im Oberwallis lehnten damals fünf von sechs Bezirken die Initiative ab, am deutlichsten das Goms mit 66 Prozent und Östlich Raron sogar mit 72 Prozent. Einzig im Bezirk Leuk gab es eine Ja-Mehrheit, wobei die Gemeinden Leukerbad, Gampel und Albinen eine löbliche Ausnahme bildeten.

Der damalige «Walliser Bote» – [illegible] Alexander Chasto[illegible]nte am Tag da[illegible] «Man darf [illegible] der Redaktio[illegible] zwiele anony[illegible] und Drohungen [illegible] bei dieser Ab[illegible] so all dem zu schliessen, wird es wohl noch eine Weile dauern, bis sich die Wellen des «Schwarzen Baches» wieder gesenkt haben.»

Wenn ich die heutigen Meinungswellen nicht gänzlich falsch einschätze, werden die WB-Chefs am Montag nach dem kommenden 14. Juni weniger Grund zum Aufschnaufen haben. So wie das Oberwallis nämlich 56 Jahre später politisch – zunehmend von rechts angestachelt – tickt und dümpelt, wird es Ja-Mehrheiten für «Keine 10-Millionen-Schweiz!» und für die Zurückstutzung des Zivildienstes absetzen. Ich jedenfalls habe mein Fett zünftig abbekommen, als ich kürzlich in den sozialen Medien mit der Aussage «Mit Herz und Verstand für eine Zukunft der Schweiz» für ein Nein eintrand. Da hagelte es in den Kommentaren gefühlt tausendfach so viel Hässe, Hass und Himloses, dass man Angst bekommen könnte – hätte man denn eine solche.

Also Helm auf und rückwärts marsch? Wie auch immer gesinnte Leserinnen und Leser, nehmen Sie es mir nicht übel: Ich sehe die Dinge anders. In meiner Jugendzeit hatte man nur die Wahl zwischen Militär machen, dem Dienst verweigern oder sich ärztlich attestiert untauglich verstellen. So bin ich über zwei Jahrzehnte wohl oder übel während 306 Tagen als braver, gelegentlich detachierter Gebirgsfüsilier in eigenartigen Kleidern gut getarnt herumgestanden oder auf einem Dutzend Schweizer Alpen ziellos umhergeirrt. Da wars geradezu sinnstiftend, als wir in den letzten Tagen der Simplon-Grenzbrigade 11 Mitte der 1990er-Jahre für die Gemeinden ausnahmsweise Wege, Vitaparcours oder Spielplätze instand stellen durften. Seit dreissig Jahren gibts in der Schweiz als Alternative den Zivildienst. Zehntausende junge Männer haben anderthalbmal so lang Millionen von Dienststagen in Spitälern, in Alters- und Kinderheimen, Bauern- und Alpwirtschaftsbetrieben, Umwelt- und Entwicklungsprojekten geleistet. Wertvolle, unbezahlbare Arbeit für unser Gemeinwesen, die nun teilweise einer fragwürdigen Aufrüstung geopfert werden soll.

Nachhaltig noch weit folgenschwerer käme es mit einem Ja zur abstrusen Initiative «Keine 10-Millionen-Schweiz!». Ab 9,5 Millionen Einwohner*innen müssten wir die Schweiz Schritt für Schritt zumachen, mit den umliegenden EU-Ländern brechen und die Volkswirtschaft trockenlegen. Ausgerechnet die ländliche Schweiz ist Feuer und Flamme, ausgerechnet das Berggebiet fiebert bedrohlich. Dort, wo alles abgeht: die Jungen, die Schulen, die Dorfläden, die Dorfbeizen, die Post, die Banken und sogar die Ambulanzen. Das Gastgewerbe sucht verzweifelt Serviceangestellte und Köche, das Gesundheitswesen leidet unter Personalmangel, in der Parahotellerie fehlts überall an Putzfrauen, die Weinwirtschaft überlebt nur dank ausgebeuteten Knechten aus Afrika, unsere Handwerksbetriebe verlieren anlässlich Berufsfeste und finden kaum mehr neue. Wen wunderts, dass die SVP selbst ob ihrer Vorschläge schon daran schustert, das Rentenalter zu erhöhen.

Alle wissen: Ohne die ausländischen Arbeitskräfte stünde das Oberwallis still. Wollen wir aus dem Oberwallis eine einzige Schwing- und Ringkuharena machen? Das Land weiter vor allem für Luxusresorts der Reichen verbauen, die ihre Bediensteten künftig gleich selbst mitbringen?

Franklin D. Roosevelt, der einzige dreimal wiedergewählte US-Präsident während der Nazi-Herrschaft vor und im Zweiten Weltkrieg, prägte den Satz: «Wir haben nichts zu befürchten als die Angst selbst.»

Ein Nein am 14. Juni wäre ein Sieg über die politisch vergiftete Angstmacherei.

Beat Jost
1954, ist in Obergesteln aufgewachsen und lebt in Albinen.
bjc.jost@bluewin.ch

Kolumne

Im Altersgehege

Die alten Menschen werden zunehmend marginalisiert. Es stellt sich gar die Frage: Ist das Alter eine Krankheit?

«Die Schweiz altert...» – eine bedrohliche Ankündigung, die nicht nur im «Walliser Boten» zu lesen ist: Die Medien schwappen davon über. Es folgen Statistiken, Studien, Bedenken vor finanziellen Auswirkungen usw. Das Alter wird immer klarer in ein abgegrenztes Gehege geschoben.

Dem diametral gegenüber steht eine Flut gut gemeinter Ratgeberbücher, denn Longevity – möglichst lange und gesund leben – ist das Schlagwort. Die Altersheime nicht zu früh belagern, die Einfamilienhäuser und grösseren Wohnungen zeitig verlassen oder sich in Wohngruppen zurückziehen. Letzteres ist in jungen Jahren problemlos und ganz lustig, im Alter vielleicht nicht mehr zu schaffen. Einsamkeit im Alter sei tunlichst zu vermeiden, denn sie mache krank. Ideen, wie sie zu vermeiden sei, folgen. Essensempfehlungen, Schlafempfehlungen und vieles mehr.

Mit Hunderten von Studien wird das Alter durchleuchtet. Eine immense Datenflut entsteht, mit den vielfältigsten Empfehlungen im Schlepptau. Als wären die alten Menschen eine homogene Gruppe. Drohen in den Opferstatus zu rutschen. Obwohl klar ist: Der Lebenshintergrund der heutigen alten Menschen ist vielfältiger denn je. Die Bedürfnisse sehr individuell, nicht mehr vergleichbar mit denjenigen unserer Eltern.

Natürlich sind wir im Alter verletzlicher, brauchen oft Hilfe. Der Abbau unserer Zellen ist nicht zu übersehen. Den Gedanken an Abend, dem Tod wieder einen Tag näher gekommen zu sein, zu verscheuchen wie eine lästige Fliege – das kann mühsam sein. Gedanken, die sich auch wieder verflüchtigen können, weil die Zeit sie verblassen lässt. Sie bleiben, aber verlieren ihre Emotionalität. Verstandesmässige Entscheidungen tun hier ihre Arbeit. Es sind diese kleinen Veränderungen, die das Alter auch wieder «normalisieren». Paul Parin, Psychoanalytiker, spricht von «günstigen» Veränderungen anstatt von «grossen».

Liebe Menschen, «in deren Gedanken man während vielen Jahren leben durfte», wie es Christian Haller in seinem Buch «Einfällende Dämmerung» schön beschreibt, sterben und hinterlassen einen tiefen Trennungsschmerz. Dieses Loslassen ist für alte Menschen oft ein Hochseilakt, der nicht unbedingt in der Einsamkeit enden muss. Letzthin erstaunte mich: Die Einsamkeit im Jugendalter sei sogar grösser als im Alter.

Das Alter ist weniger ein Zustand als ein Prozess. Ein Lebensabschnitt, eine Phase, wie es sie auch in andern Entwicklungsabschnitten gibt. Einsamkeitsgefühle gehören zum Sein. Das Verlieren von so vielen und so vielem verlangt vom alten Menschen ständige Anpassungsarbeit. «Noch» ist vielleicht vieles möglich, was morgen schon nach neuen Entscheidungen ruft.

Haller spricht in seinem oben erwähnten Buch von «heiteren Unernst», der im Alter zwischenhinein wie eine verzauberte Rose aufblüht. Vielleicht als Zeichen eines akzeptierenden Verhältnisses zum Leben. Diese hinnehmen als «günstige» Veränderungen, als ein Lebensgefühl, das das Alter nährt.

Genauso können «günstige» Veränderungen bei älteren Menschen in einem Ausbruch von Lebensaktivitäten münden: etwas tun, was «noch» möglich ist. Wie eine Notwehr gegen den Tod.

Was immer Abbau, Krankheit oder Trennungsschmerz abverlangen, sie stehen auch neben den «günstigen», vielleicht ganz kleinen Veränderungen, die uns ältere Menschen neugierig und handelnd bleiben lassen.

Esther Pfammatter
1951, wohnhaft in Naters, lic. phil. Psychotherapeutin i.R.
pfammatter@gmx.net

«Der Aufwand hat sich gelohnt»

Das Nationale Stechfest in Aproz lieferte ab. OK-Präsident Aron Pfammatter zieht eine positive Bilanz.

Rafael Heinen

Aproz ist einmal mehr Geschichte. Nach einem intensiven Wochenende in der Arena Pra Bardy ziehen die Organisatoren eine Bilanz, die sich sehen lassen kann: Rund 12'500 Zuschauer verfolgten die packenden Zweikämpfe um den begehrtesten Titel der «Reine des reines».

Mittendrin: ein sichtlich zufriedener OK-Präsident Aron Pfammatter. «Wir sind extrem zufrieden. Es hat alles sehr gut geklappt», resümiert er. Das Wetter spielte mit, die Stimmung war friedlich und die Kämpfe boten die erhoffte Spannung. Sein ganz persönlicher Höhepunkt spielte sich jedoch auf einem Bildschirm ab: Dass er eine Glocke an das Tier seines Bruders, dessen Sohnes und damit an seine eigene Familie übergeben durfte, war für ihn ein Gänsehautmoment.

Hinter dem Grosanlass standen die sieben Oberwalliser Eringer-Genossenschaften, die das Stechfest gemeinsam gestemmt haben. Knapp 400 freiwillige Helfer standen im Einsatz, um die gesamte Infrastruktur in der Arena Pra Bardy zu betreiben. Die Herausforderungen waren dabei gross: Ein Gesamtbudget von 1,3 Millionen Franken musste gesichert werden. Zudem wird das Thema Sicherheit laut Pfammatter immer anspruchsvoller und kostspieliger. «Das macht es nicht einfacher, solche Events zu organisieren», gibt er zu bedenken. Dennoch verlief das Fest ohne nennenswerte Zwischenfälle – für Pfammatter der Beweis, dass sich der monatelange Aufwand gelohnt hat.

Das Motto «Gemeinsam für eine Oberwalliser Arena» war in den Gesprächen abseits des Sports präsent. Bereits in zwei Jahren soll die «Reine des reines» nämlich erstmals in Turtmann ausgekämpft werden. Dass den Unterwallisern beim Gedanken an den Umzug ins Oberwallis «das Herz ein wenig wehtut», kann Pfammatter verstehen. Doch der Fokus liegt auf dem Gemeinsamen: «Mittlerweile ist ein gutes Geist spürbar, auch die Unterwalliser unterstützten das Projekt in Turtmann.»

Während die Organisatoren noch rund eine Woche mit dem Rückbau der Infrastruktur in Aproz beschäftigt sind, bleibt vor allem «Canaille» in Erinnerung. Die Eringerkuh der Gebrüder Dayer aus Hérémence liess ihren Konkurrentinnen im Finale keine Chance und krönte ein Wochenende, das das Eringer-Wesen gebührend feierte.

Aron Pfammatter (rechts) mit seinem Bru

Bild: